

Ahlich Meyer

Zur Vorstellung des „Erinnerungsbuchs“ im Stadtmuseum Oldenburg

8. November 2001

Meine Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde!

Es ist mir eine große Freude, wenn ich heute abend von hier aus Frau Margot Rozema und Herrn Friedel Tahl aus Winschoten begrüßen darf. Beide wurden zu Beginn der 20er Jahre in Oldenburg geboren, beide mußten unter dem Druck der antisemitischen Verfolgungen zusammen mit Ihrer Familie - der Familie des Oldenburger Photographen Gustav Tahl - ihre Geburtsstadt verlassen und nach Winschoten in die Niederlande fliehen, wo Sie Zuflucht und Schutz fanden. Seien Sie, sehr geehrte Frau Rozema und sehr geehrter Herr Thal, ganz herzlich begrüßt und haben Sie Dank dafür, daß Sie den Weg nach Oldenburg gefunden haben.

*

Wenn ich heute, am Vorabend des 9. November, einige Worte zur Vorstellung des „Erinnerungsbuchs“, an Sie richte - eines biographischen Verzeichnisses der von der nationalsozialistischen Judenverfolgung betroffenen Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt Oldenburg - , dann tue ich das in erster Linie, weil ich eine Verpflichtung einlösen möchte.

Stellvertretend für alle diejenigen, die an den Recherchen und der Bearbeitung beteiligt waren oder sie unterstützt haben, übergebe ich der Oldenburger Öffentlichkeit diese Dokumentation in der Hoffnung, daß sie dazu beitragen möge, daß sich der Ausschluß der Juden aus der Mitte dieser Stadt während der Jahre 1933 bis 1945, ihre Entrechtung, Beraubung, Vertreibung und Deportation in Todeslager, nicht länger fortsetzt im Ausschluß ihrer Namen und Lebensschicksale aus dem historischen Gedächtnis. Die Namen der 167 Menschen, die längere oder kürzere Zeit in Oldenburg gelebt haben und die Opfer des Judenmords wurden, mögen künftig nicht nur in dieser Dokumentation, sondern auch an einem öffentlichen Erinnerungsort in der Stadt festgehalten werden.

Erlauben Sie mir, Sie in knapper Form über die Entstehungsgeschichte des Buches und über die Motive zu informieren, die seiner Herausgabe zugrunde liegen.

Die Stadt Oldenburg hat bisher - nach meinem Eindruck - wenig Interesse für das Schicksal der jüdischen Bevölkerung aufgebracht, die einst in ihrer Mitte lebte. Ähnliches gilt, wenn auch aus anderen Gründen, für die hiesige Universität. Die mit der Neugründung in den 70er Jahren verbundene Chance, einen Forschungs- und Lehrbetrieb zu eröffnen, der weder durch die gesellschaftlichen Kontinuitäten zur NS-Vergangenheit der Stadt belastet noch durch das

Fortwirken von Professoren bestimmt war, die im Dienst des NS-Regimes gestanden hatten; der Anspruch auch, der mit der Namensgebung „Carl von Ossietzky Universität“ verbunden war, haben sich nicht umgesetzt in einen relevanten, politisch-aufklärerischen Beitrag der Universität zur zeitgeschichtlichen Erforschung des Nationalsozialismus oder zu den großen geschichtspolitischen Debatten, die seit den 80er Jahren in der Bundesrepublik geführt wurden. Selbst das, was immer auch mit knappen Ressourcen hätte getan werden können, nämlich eine inhaltliche und finanzielle Förderung regional- und lokalgeschichtlicher Forschungsarbeiten zur NS-Zeit in Oldenburg, zur Verfolgung der hiesigen Juden oder zu der spezifischen Form von „Vergangenheitsbewältigung“ in dieser Stadt nach 1945 ist - von wenigen bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen - von der Universität nicht geleistet worden, die Initiative zu solchen Vorhaben ging zumeist von außerhalb des akademischen Betriebs aus. Gegen Ende meiner eigenen Lehrtätigkeit an der Universität hatte ich den Eindruck eines zunehmenden Desinteresses, um nicht zu sagen: einer aggressiven Abwehr gegenüber der Behandlung der Themen Nationalsozialismus und Holocaust im politikwissenschaftlichen Unterricht.

Aufgrund dieser Situation und Erfahrung kann ich es gar nicht hoch genug bewerten, daß vor nunmehr fast fünf Jahren Farschid Ali Zahedi zu mir in die Universität kam, um sein Vorhaben zur Erforschung der Geschichte der Juden in Oldenburg und insbesondere der sog. „Arisierung jüdischen Vermögens“ vorzustellen. Sie wissen sicherlich, daß daraus inzwischen - dank eines größeren Kreises von engagierten, meist ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen - eine vielbeachtete Ausstellung geworden ist, die im April dieses Jahrs eröffnet wurde. Auch das „Erinnerungsbuch“, das heute vorgestellt wird, wäre ohne die Initiative Ali Zahedis und ohne Vorarbeiten des Vereins „Werkstattfilm“ nicht zustande gekommen. Ursprünglich zur Begleitung der Ausstellung „'Arisierung' in Oldenburg“ konzipiert, wurde die Veröffentlichung zugunsten intensiver Recherchen in in- und ausländischen Archiven zurückgestellt, über die Jörg Paulsen gleich noch berichten wird. Mir liegt sehr daran, hier noch einmal öffentlich meinen Dank an Ali Zahedi sowie an die Projektgruppe „Werkstattfilm“ abzustatten und meinem Respekt davor Ausdruck zu verleihen, daß eine unabhängige Initiative - außerhalb des akademischen und kulturellen Establishments dieser Stadt - sich der weithin verdrängten und vergessenen Geschichte der Juden in Oldenburg zwischen 1933 und 1945 angenommen hat.

*

Nun möchte ich kurz die Motive umreißen, die mich dazu bewogen haben, die Arbeit an dem jetzt vorliegenden „Erinnerungsbuch“ zu unterstützen und voranzubringen. Ich spreche als Historiker und ich spreche für mich. Das „Erinnerungsbuch“ hat eine strenge Darstellungsform, die aufgebaut ist aus:

- einer Gedenktafel der Oldenburger Opfer der Shoah, insgesamt 167 Menschen, mehr als bislang angenommen; unter ihnen befanden sich 15 Personen, die bei ihrer Deportation in den

Tod älter als 70 Jahre waren, 7 Personen waren über 80 Jahre alt, 10 der Opfer waren Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren;

- einem Bildteil mit 113 zeitgenössischen Photoaufnahmen, auf denen 143 derjenigen Personen abgebildet sind, die auch im biographischen Teil genannt werden;

- einem Hauptteil mit 585 Namenseinträgen und Kurzbiographien, in dem Personen aufgeführt sind, die zwischen 1933 und 1945 in Oldenburg gelebt haben und die nach den Definitionskriterien des NS-Regimes antijüdischen Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt waren.

Im Verlauf der Arbeiten an diesem Buch habe ich mich immer wieder gefragt, ob man diese detaillierten, größtenteils aus den damaligen meldebehördlichen Karteien herangezogenen Angaben über Personen, die man heute nicht mehr um ihr Einverständnis bitten kann, überhaupt veröffentlichen darf; ob die Wiedergabe von Photographien, etwa von intimen Familienphotos, die niemals für die Öffentlichkeit bestimmt waren, oder von Paßbildern, die Menschen in den Zeiten des Novemberpogroms bei der Polizei einreichten, um noch einen Reisepaß für ihre Flucht aus Deutschland zu beantragen, überhaupt zulässig ist. Wiederholen wir damit nicht im Nachhinein die eingrenzende und ausgrenzende Definition einer Personengruppe, für die die Nazis die Nürnberger Rassengesetze geschaffen hatten? Besteht nicht die Gefahr, daß wir die Bilder derer, die in Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet wurden, zur bloßen Illustration mißbrauchen?

*

Der Name und das Bild eines Menschen sind das unverwechselbare Eigene, unveräußerlich wie seine Würde, wohl aber - wie diese auch - durch Andere verletzbar. Nicht zufällig bindet sich der Antisemitismus an ein physiognomisches Zerrbild, das die personale Individualität zerstört und ihr stereotype Züge aufzwingt, nicht zufällig haben die Nazis noch vor dem Novemberpogrom damit begonnen, die Vornamen der Juden auf dem Verordnungsweg in „Sarah“ und „Israel“ zu ändern, dann in KZs ihre Namen durch eintätowierte Nummern zu ersetzen, bis die Zerstörung der rechtlichen und moralischen Person zum planmäßigen Verwaltungsmassenmord führte. Das Vernichtungsprogramm der Nazis zielte letztlich darauf ab, alle Juden Europas zu ermorden und jede Spur von ihnen auszulöschen, und vor der physischen Auslöschung stand der Versuch, die Opfer zu Namenlosen zu machen, ihnen ihre Würde und ihr menschliches Antlitz zu nehmen.

Den verfolgten, vertriebenen und ermordeten Juden wieder einen Namen und ein Gesicht zu geben, ist Aufgabe und Verpflichtung der Nachgeborenen, eine Aufgabe, die im Land der Täter noch kaum geleistet wurde. Es gibt also, so meine ich, gute Gründe dafür, die Personenangaben der von der nationalsozialistischen Judenverfolgung betroffenen Menschen zu dokumentieren; es ist nötig, die Schicksale der Zwangsemigration oder der Deportation der Oldenburger jüdischen Bevölkerung nach Minsk, Theresienstadt, Ravensbrück und

Auschwitz aufzuzeichnen, und zwar so genau wie irgend möglich, weil hier jeder Irrtum das Ganze berührt; und es gibt gute Gründe dafür, die Photographien dieser Menschen, die in Archiven und privaten Sammlungen zu finden sind, zu veröffentlichen.

*

Es kommt hinzu, und dies gehört zu den immer wieder geschilderten Erfahrungen von Überlebenden, daß sich auch im Deutschland der Nachkriegszeit und über Jahrzehnte hinweg kaum jemand für das Schicksal der Verschwundenen interessierte. Und selbst wenn sich dies inzwischen geändert haben mag, setzt sich doch bis heute in Deutschland jene bequeme Vorstellung fort, die in den Juden nur eine anonyme Masse von „Opfern“ sieht.

An dieser landläufigen Vorstellung, die nur eine spezifische Form des kollektiven Vergessens darstellt, hat die deutsche Historiographie der NS-Zeit keinen geringen Anteil. Ob nun die Analyse ergab, daß die Entscheidung zum Judenmord auf einem Befehl Hitlers beruhte oder eher dem Selbstlauf eines polykratischen Regimes entsprang, oder ob - wie in jüngster Zeit - die „gewöhnlichen Deutschen“ als willige Vollstrecker des Holocaust entdeckt werden, stets noch hat sich die Geschichtsforschung für die Seite der Täter interessiert, was nicht zu kritisieren wäre, wenn sich nicht unter der Hand das durchgesetzt hätte, was ich die "Viktimisierung" der Juden nennen möchte. Die Juden erscheinen als „Opfer“ noch dort, wo sie gerettet wurden (ein Hinweis auf den Film „Schindlers Liste“ kann verdeutlichen, was ich meine).

Daß die Judenverfolgung ebenso sehr den Selbstbehauptungswillen der Verfolgten hervorrief, daß die jüdische Bevölkerung auf den wachsenden behördlichen und gesellschaftlichen Druck in Deutschland mit Strategien des Überlebens, der Mobilität und des Widerstands reagierte, ist bisher kaum zum Thema der deutschen Historiographie gemacht worden, sondern wir müssen dazu die Werke von Leni Yahil, Saul Friedländer oder Marion Kaplan heranziehen. Dieser Selbstbehauptungswille der verfolgten Juden läßt sich selbst in dem Mikrokosmos der Stadt und Region Oldenburg erkennen, wie sich aus den Recherchen für das „Erinnerungsbuch“ ergeben hat.

*

Ich hoffe, nichts Falsches zu prognostizieren, wenn ich abschließend sage, daß die Edition des vorliegenden Buches über ein rein lokalgeschichtliches Interesse hinausgeht. Dazu kann ich auf eine Zeitungsmeldung verweisen (FAZ vom 11. September 2001), aus der sich ergibt, daß der Kulturstatsminister Nida-Rümelin und der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, unlängst in Berlin die computergestützte Aufbereitung der sogenannten „Ergänzungskarten über die Abstammung und Vorbildung“ aus der Volkszählung vom 17. Mai 1939 vorgestellt haben. Diese Daten können von nun an unter Beachtung der Persönlichkeitsrechte der Betroffenen im Bundesarchiv in Berlin eingesehen werden. Sie geben, wie die FAZ berichtet, „Aufschluß über die Lebensverhältnisse der 236.009 Juden (1933 war es noch doppelt so viele), die 1939 noch in Deutschland lebten.

Neben detaillierten Abgaben zu ihrer Abstammung mußten die Befragten darin Familienstand, Beruf und Ausbildung genauesten vermerken.“ Wir haben, das berichte ich am Rande, diese Daten, soweit sie sich auf Oldenburger Einwohner beziehen, vorab vom Bundesarchiv erhalten und in das „Erinnerungsbuch“ eingefügt. Ich richte Ihre Aufmerksamkeit aber vor allem deswegen auf diese Zeitungsmeldung, weil sie mit einem Zitat des Münchner Historikers Michael Wolffsohn endet, das ganz im Sinne dessen formuliert ist, was ich auszuführen versucht habe, und das ich Ihnen im Wortlaut vorlesen darf:

„Die vollständige Erfassung dieser Einträge [aus der Volkszählung von 1939 in einer Datenbank des Bundesarchivs] bringe“, so Wolffsohn, „die Forschung ihrem Ziel näher, irgendwann fast alle jüdischen Opfer der Vernichtungspolitik namentlich zu kennen und sie so der Anonymität zu entreißen.“